

rowohlt repertoire

Leseprobe aus:

Wolfgang Schmidbauer

«Du verstehst mich nicht!»

Die Semantik der Geschlechter

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de/repertoire

Inhalt

Vorwort	11
Einleitung	13
Die Angst vor Nähe – Erschwerte Liebes-Bedingungen – Ordnung und Begierde – Die «neuen Helfer» – Getrennte Welten – Beziehungs-Historismus – Das gleiche Recht auf Ungleichheit – Semantik und Grammatik	
1 «Du verstehst mich nicht . . .»	24
Zusammenleben – sich auseinanderleben – Das Wiederauftanken (<i>refueling</i>) – Der Einbruch von Unordnung – Treulosigkeit – Außen suchen, was nur innen zu finden ist – Brüchige Geborgenheit – Wunschverzicht als Selbstbestrafung	
2 Weibliche Treue und männliche Untreue	35
Die Polarität im Seelischen – Unfreiwillige Treue – Sieglinde und Leonhard – Sarah und Bernd – Johanna und Ludwig – Sophia und Peter – Waltraud und Ulrich – Jasmin und Anton – Über Schwäche und Stärke – Libidoverluste – Die Fragmentierung des Partners	
3 Die zwei Kontinente	53
Äußere Feinde – Die Psychologie der Geschlechter – Kann die Psychoanalyse ihre Projektionen zurück-	

nehmen? – Freud über J. Stuart Mill – Natur und Umwelt – Der Penisneid – Der Objektwechsel – «Sie hat ihren Speer verloren» – Das Geheimrezept gegen Hysterie

4 Liebe, Triebe 62

Sexualisierte Wünsche nach Nähe – Der Penis als Kommandostab – Ist die Anatomie das Schicksal? – Weibliche Überlegenheit als männliche Ideologie – «Was will das Weib?»

5 Durst ist schlimmer als Heimweh 66

Das Volk ohne Liebe – Befriedigung ohne Ordnung: eine männliche Illusion – Der Verlust der vertrauten Umgebung – Autistische Kinder – Laura – Depression als Ordnungsverlust

6 Die Semantik der Depression 75

«Trauer und Melancholie» – Der heimliche Objektverlust – Das Stadtpferd von Schilda – *Buy now, pay later* – Ein gemeinsames Maß an Libido – Mobilität als seelische Belastung – Das frei konvertierbare Individuum – Der Sexualtrieb in der Evolution – Gemeinschaft und Gesellschaft

7 Das Konkurrenzprinzip als Kommunikationsbarriere 84

Die Kämpfe in der Intimsphäre als Signal einer Ausweitung der Konkurrenz – Delegation der Schonung an die Frau – Rüstungsindustrie – Der Zwang zum Dauersieg: Stillstand ist Rückschritt – Beziehungsstreß – Die Überlastung der Ehe durch das Kind – Gaby und Fritz – Das Ende der «prometheischen Scham» –

Die Symbiose mit der Maschine – Das neurotische
Liebesbedürfnis – Distanz-Ästhetik – Die Liebe scheitert
an der Verliebtheit

8 Libido und Gewalt 99

Die Vergewaltigung als Urszene – Der Bodybuilder und
die Therapeutin – Intime Gefügigkeit und öffentliche
Rache – Kastraten und Männer – Gewaltbereitschaft und
Potenzangst – Ich-Infarkt – Schlagende Argumente –
Das Ordnungsprinzip als Schutz vor Aggression –
Die Staatsgewalt – Eine vergewaltigte Mutter – Sexualität
ist nur verboten erlaubt

9 Unfreiwillige Askese 124

Die «Sexwelle» als unterdrückende Befreiung –
Magersucht und Heißhunger – Der Narzißmus der
Verweigerung – Kein Appetit bei Tisch – Die Montags-
frau – Die Dienstagsfrau – Das Mittwochspaar –
Der Donnerstagsmann – Auf der Suche nach der
richtigen Beziehung – Die präödpale Störung – Neid
und Schuldgefühl

10 Familiendynamik und Bisexualität 134

Die Aufsteiger-Ehe – Ein 44-jähriger Mann – Im
Kampf gegen weibliche Übermacht – Die angeborene
Bisexualität – Ist Genie männlich? – Anima und
Animus – Rollenspiele der Kindheit

11 Narzißmus und Schuldgefühl 150

Die charakteristische Reaktion der Frau auf den
unreifen Narzißmus – Die Ärztin und der Selbstmord-
kandidat – Orale und anale Modelle der Sexualität –
Ejakulation und Geburt

12 Der lügenreiche Odysseus 161

Die Faszination der Südsee – Im Schatten der Aufklärung – Die Detektivgeschichte und der Liebesroman – Doris und Michael – Die Verachtung der Symbiose – Kassandras Einsichten

13 Frankensteins Monster 176

Männliche Demiurgie – Die Patchwork-Identität – Das fragmentierte Selbst – Die Ambivalenz des Fortschritts – Ein Abend in der Therapiegruppe – Die gebundenen Frauen – Aggression und Strafbefürdnis – Die vergiftete Quelle – Waschlappen und Hampelmänner

14 Diamonds are a girl's best friends 196

Das Zwischenreich von Natur und Kultur – Warum Frauen bemuttern – Die unterschiedlichen Prägungen durch die Symbiose – Der Penis als Talisman – Don Juan – Dem Mädchen kann die Mutter mehr geben und mehr nehmen – Ganzheitliche und partielle Befriedigung – Der Gegensatz von Trieb und Beziehung – «Es war doch alles in Ordnung» – Der Braten über der Mauer: Abhängigkeit macht aggressiv – Irmi und Karl

15 Die Basis der Verständigung 218

«Normal» oder «interessant»? – Einfühlen, verstehen, erklären – Die Wurzeln des Heimatgefühls – Objektstabilität und Kommunikation – Lieben, ohne zu verstehen? – Die Signalfunktion der Rache – «Immer muß ich anfangen»: Rückzug in die Wut – Darf, wer liebt, auch feilschen? – Wiedergutmachung oder Strafe

16	Die Plombe im Selbstgefühl	233
	Männer und Frauen in narzißtischen Krisen – Das Gesetz und die Maschine – Männliche Positionen in der Entwicklungspsychologie – Idealisierte Männlichkeit als Stütze des Selbstgefühls beider Geschlechter – Das mütterliche Erbe – Psychoanalytiker(innen) als <i>mother-killers</i> – Der überschätzte Vater – Die Heldenphantasie – Maria und Ludwig	
17	Kampfsport	262
	Bodybuilding und Bodyshaping – Die Forderungen der Muskulatur an den seelischen Haushalt – Die Desidentifizierung von der Mutter und die Ursprünge der Vaterherrschaft – Das gespaltene Frauenbild – Soldatische Männer – Karate und die Folgen – Die bedrohliche Welt – Der Körper als Waffe – Abhärtungen, Hornhäute – Jeden Tag trainieren – Verschmelzung als Lohn für den Kämpfer	
18	Das Kugelwesen und der Parasit	274
	Platons Gleichnisse und Freuds Metapsychologie – Eros im «Symposion»: die getrennten Erwachsenen – Infantilisierung der Liebe – Das «Gestaltgebet» – Der Heiratsschwindler – Bindung und Leidenschaft – Die Trockenlegung emotionaler Sümpfe	
	Schluß	281
	Literaturverzeichnis	285
	Register	292

Einleitung

Vor sechs Jahren schrieb ich ein Buch über «Die Angst vor Nähe». Der Titel war nicht neu. Ich hatte ihn bereits in einer früheren Arbeit über «Helfen als Beruf» als Kapitelüberschrift verwendet, um Merkmale des Verhaltens der sozialen Professionen zu beschreiben. Für einen Text über die Beziehungen zwischen Mann und Frau, der auf Ratschläge verzichtet und sich in dem Grenzgebiet psychotherapeutisch-sozialpsychologischer Überlegungen bewegt, ist die «Angst vor Nähe» erstaunlich viel gelesen und mit gelegentlich unzweideutigen Absichten verschenkt worden. Meine Leserinnen (mehr als die Leser) reagierten oft heftig und für mich unerwartet auf das Buch. Sie fanden es fordernd, zum Teil bedrückend, zu scharf formuliert, unbarmherzig.

Dank meiner Doppelsexistenz als Autor und Analytiker gerate ich gelegentlich in die verwirrende, aber aufschlußreiche Situation, Beziehungen untersuchen zu können, welche eine Leserin oder ein Leser zu einem Buch von mir aufnimmt. Viel eingehender als in Rezensionen oder in Gesprächen mit Freunden möglich, erfahre ich dann, auf welche Weise sich Text und Erleben verwoben haben, welche meiner Absichten ich erreiche, welche von mir nicht intendierten Folgen eintreten. Solche Erlebnisse erzeugen eine Mischung aus Neugier und Skepsis. Sie belehren über die Schwierigkeiten, fremde Theorie in eigene Praxis umzusetzen. Mir fallen dann Metaphern ein, wie jene von den Ge-

danken, die – wie unsere Kinder – zwar durch uns zustande kommen (was wir uns, genaugenommen, möglicherweise ebenfalls nur einbilden), dann aber eigene Wege gehen, so daß wir sie schließlich kaum mehr wiedererkennen.

In der «Angst vor Nähe» suchte ich die landläufige Gegenüberstellung von Männern, die Beziehungen scheuen oder abweisen, und Frauen, die sie sehnsüchtig suchen, durch Beispiele zu überwinden, wie beide Geschlechter in gleicher Weise durch gesellschaftliche Prozesse, vor allem durch ein auch in die Intimsphären vordringendes Leistungsdenken, in ihren Gefühlsmöglichkeiten unter Druck geraten. Die «Symbiosekriege» zeigten illusionäre Erwartungen, destruktive Abhängigkeit und Schuldzuweisungen von *beiden* Seiten. Männer wie Frauen rangen um Liebesbeweise und rechneten einander das Versagen vor, eine «gute Beziehung» aufzubauen. Obwohl skeptisch gegenüber Ratschlägen und Botschaften, hatte ich doch eine Absicht: angesichts des Anpassungs- und Verwöhnungsdrucks, den die Konsumgesellschaft auf zunehmend isolierte Individuen ausübt, Sensibilität für erschwerte Liebes-Bedingungen zu wecken, Paare zu ermutigen, öfter Gnade vor vermeintliches Recht zu setzen.

Von den meisten Grundthesen über die «Angst vor Nähe» bin ich nach wie vor überzeugt. Aber in mindestens einem Punkt scheint es notwendig zu differenzieren. In der Sehnsucht nach Gleichheit, nach einer idealen, alle anderen ausschließenden Beziehung, nach Treue und Verlässlichkeit *unterscheiden* sich Frauen von Männern. Die Auseinandersetzung mit der Arbeit von Psychoanalytikerinnen (Nancy Chodorow, Jessica Benjamin und Christa Rohde-Dachser, um nur einige zu nennen) und Linguisten (David Graddol, Joan Swann, Deborah Tannen) verknüpfte sich schrittweise

mit Beobachtungen aus Einzelanalysen und Paartherapien zu dem Bild, das in dieser «Semantik der Geschlechter» gezeichnet wird. Vielleicht können wir heute, dank der fortschreitenden politischen Gleichstellung von Männern und Frauen, wieder freier über ihre psychologischen Unterschiede nachdenken und müssen uns nicht mehr von solchen Betrachtungen abwenden, weil sie ein Abweichen der Frauen von einem männlichen Standard implizieren.

Ich selbst habe mich während dieser Arbeit in einigen Punkten kritisieren gelernt. Ein Beispiel: Während einer längeren Bahnfahrt fragt eine Frau ihren Mann: «Hast du Hunger?» – «Nein!» In der Folge verschlechtert sich ihre Stimmung, schließlich meint sie ärgerlich: «Ich esse jetzt aber etwas! Dich interessiert anscheinend nicht, wie es mir geht!» Früher hätte ich dieses Verhalten der Frau als «symbiotisch» mit dem Stigma der Unreife versehen. «Man» sollte doch nicht erwarten, daß Bedürfnisse sichtbar werden, ohne daß sie ausgesprochen sind. Heute erkenne ich eher den semantischen Unterschied. Die Botschaft der Frau ist keine rein sachliche Frage, sondern ein Ausdruck ihrer Fürsorge. Wenn sie nur auf einer Sachebene beantwortet wird, bleibt diese Qualität unerwidert. Ihr Ärger ist verständlich.

Für Angehörige der helfenden Berufe scheint mir die Auseinandersetzung mit der Semantik der Geschlechter besonders lehrreich, weil die Helfer ohnedies in einem Zwischenreich angesiedelt sind. In einigen früheren Texten habe ich die Kulturen der «Fühler» und der «Macher» beschrieben*, in denen sich pointiert auch der Unterschied zwi-

* Vor allem in W. Schmidbauer, Helfen als Beruf. Die Ware Nächstenliebe, Reinbek (Rowohlt) 1983.

schen einer vorwiegend von Frauen verwendeten «Beziehungssprache» und der «Sachsprache» im männerdominierten, juristisch-technischen Bereich spiegelt. Die «neuen Helfer» oder «Beziehungshelfer», zu denen auch ich gehöre, spielen in diesem Rahmen eine ähnliche Rolle wie die Meisterköche in einer kulinarischen Welt, in der traditionell und vorwiegend Frauen die Speisen zubereiten. Sie professionalisieren «Dienste», machen sie zu «Dienstleistungen», die sonst vorwiegend von Frauen ohne solche Qualifikationen erbracht werden. Experten schreiben Ratgeber über die «richtige» Kindererziehung, die «richtige» Zweierbeziehung.

Wenn ich in den «hilflosen Helfern» untersucht habe, weshalb es vielen Ärzten oder Sozialarbeitern so schwer fällt, selbst Hilfe anzunehmen, scheinen mir die soziolinguistischen Arbeiten, etwa von Deborah Tannen, eine gute Ergänzung.* Sie zeigen, wie Männer das Angebot von Hilfe als Erniedrigung, als Zuweisung eines geringeren Status interpretieren, während Frauen sich in der Regel viel selbstverständlicher darauf einlassen können, weil für sie ein Hilfsangebot den Wunsch nach einer emotionalen Beziehung enthält.

Als nicht zufällige und doch überraschende Übereinstimmung erkannte ich, daß meine Titelidee für die Semantik der Geschlechter «Du verstehst mich nicht» ziemlich nahe an den Titel eines neuen Buchs von Deborah Tannen kam – «You Just Don't Understand» –, lange bevor ich dieses in die Hand bekam. Dieses Feld ist so geräumig, daß kein Au-

* D. Tannen, *That's Not What I Meant! How Conversational Style Makes or Breaks Your Relations with Others*, New York (Morrow) 1986.

tor dem anderen Platz wegnimmt; mir scheint sogar, daß sich eine Linguistin mit lebhaftem Interesse für die psychotherapeutischen Seiten des «Genderlects»* und ein Psychoanalytiker ergänzen, der sich mit den semantischen Folgen der körperlichen Funktionsunterschiede und der frühen Objektbeziehungen beschäftigt.

Leben Männer und Frauen in getrennten Welten, zwischen denen im besten Fall Liebe, aber keine Verständigung möglich ist? Ja und nein. Wenn die dogmatische Selbstgewißheit verlorengelht, der männliche Forscher könne, wie es Freud noch versucht hat, für *beide* Geschlechter sprechen, wächst zunächst die Unsicherheit. Immerhin steckt bereits im Zugeständnis des Begründers der Psychoanalyse, er habe nicht herausgefunden, was «das Weib will», der Ansatz zu einer Besinnung, zum Nachdenken über die Krise der naiven Gleichung Mann = Mensch. Beiden Stimmen gebührt die gleiche Aufmerksamkeit, um ihre unterschiedlichen Artikulationen zu hören. Zwischen Kindern und Erwachsenen liegen oft ähnliche Abgründe der Miß- und Unverständnisse. Hier gibt es die zerbrechliche Brücke der Erinnerung an das Kind, das jeder von uns einmal war. Zwischen Männern und Frauen finden wir diese Brücke nicht, aber genaue Beobachtung und eine von sexistischen Interessen möglichst freie Interpretation unterschiedlicher Voraussetzungen können doch einen Dialog ermöglichen, der in dieser Offenheit und Intensität zwischen Kindern und Erwachsenen nicht stattfindet.

Wir leben gegenwärtig mit den Partnern unserer intimen

* Zusammengesetzt aus gender (Geschlecht) und dialect (Dialekt, Mundart). Die deutsche Übersetzung von Tannens Buch wurde zur Zeit des Manuskript-Abschlusses vorbereitet.

Beziehungen in einer Situation, die ich mit einem Vergleich aus der Kunstgeschichte «historistisch» nenne. *Anything goes**; wie im 19. Jahrhundert jeder Architekt aus einem Fundus von antiken, gotischen, renaissancehaften und barocken Formen wählte, um ein Mietshaus oder einen Vorstadtbahnhof zu gestalten, so müssen die Paare der Gegenwart aus einem breiten Angebot traditioneller, konfessioneller, emanzipierter, nostalgischer, progressiver, feministischer Vorstellungen wählen, wenn sie ihre Beziehung gestalten. Das setzt sehr viel mehr Verständigung und sehr viel mehr Verständnis für die Eigenart des jeweils anderen Geschlechts voraus, als es sich unsere Eltern hätten träumen lassen. Es gibt nicht mehr eine Norm, ein Vorbild, das von Müttern und Vätern übernommen und unter dem Segen der Kirche in der eigenen Ehe verwirklicht werden kann, sondern einen Baukasten mit ganz verschiedenen Modellen und Rezepten, die von Situation zu Situation ausgehandelt sein wollen. Manchmal werden sie in einer Spirale von sich steigernder Hektik durchprobiert, weil jedes Konzept zunächst eine glückliche Lösung verspricht, dann aber Nachteile und Schattenseiten entfaltet, die von der nächsten Lösung wiederum überwunden werden sollen. Häufig trennen sich Paare, wenn die Harmonie-Illusion der Verliebtheit zerplatzt und unterschiedliche Vorstellungen von Liebe und Bindung ausgehandelt werden müßten. Andere zahlen einen so hohen Preis für die wechselseitige Anpassung, daß sie bis an das oft lange hinausgeschobene Beziehungsende wie überschuldete Hausbesitzer drückende Zinsen in Form latenter Wut, heimlicher Verweigerung oder dauernder

* Alles ist möglich. Vgl. E. Beck-Gernsheim und U. Beck, *Das ganz normale Chaos der Liebe*, Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1990.

Schuldgefühle tragen. Kinder, von denen man einst annahm, sie würden eine Beziehung kitten, sprengen sie heute oft, weil ein prekäres Arrangement der wechselseitigen Autonomieopfer aus dem Gleichgewicht gerät. Die bisherige Ordnung der Beziehung erweist sich als brüchig, ohne daß eine neue Ordnung auch nur gemeinsam diskutiert werden kann – so schmerzlich sind die Kränkungen.

Die juristisch formulierte, praktisch allmählich fortschreitende Gleichberechtigung von Männern und Frauen wird oft so interpretiert, daß beide Geschlechter, von den unabweisbaren anatomischen Unterschieden abgesehen, gleich denken, empfinden, die gleiche Sprache sprechen und die Welt auf eine gleiche Weise wahrnehmen. Die historische Beziehungskultur unterstützt diese Illusion und zehrt eine Weile von ihr, um sie in ihren Krisen radikal, bis zur Sprachlosigkeit und zu den getrennten Welten von Frauen- und Männergruppen zu verlassen. Die Illusion der Gleichheit wird deshalb so hartnäckig verteidigt, weil sie, wie viele Vorurteile, das Leben scheinbar erleichtert. Sie bringt eine komplexe Wirklichkeit auf einen schlichten Nenner.

In der Technik, vor dem Bildschirm des Computers, in der Wirtschaft und in den mathematisch disziplinierten Wissenschaften sprechen Männer und Frauen nicht nur dieselbe Sprache, sondern meinen auch das gleiche mit den verwendeten Worten. Aber wenn die für unser persönliches Glück gewiß nicht weniger bedeutungsvollen Liebesbeziehungen in den Mittelpunkt rücken, wird sichtbar, daß Männer und Frauen unter «Liebe», «Begehren», unter einer «guten Beziehung», unter «Entwicklung» oder «Grundlage» des Kontakts, unter einer «richtigen Trennung», unter Freundschaft und Sexualität ganz verschie-

dene Dinge verstehen und eine Verständigung weit schwieriger ist, als es die Illusion der Gleichheit erwarten läßt.

Auch die Vorstellungen der Wissenschaft über das jeweils andere Geschlecht entwerfen keine objektiven Bilder, sondern Schimären, Phantasien, welche das Selbstgefühl des jeweils Erkennenden stützen. Musterbeispiele sind die Freudsche These vom Penisneid der Frau oder die bei feministischen Autorinnen gelegentlich beliebte Aussage über die Beziehungsunfähigkeit, über den Egoismus der Männer, welche einsichtige Frauen doch endlich in Ruhe lassen sollten.

Die Semantik hat zur Grammatik in der Sprachwissenschaft ungefähr dasselbe Verhältnis wie die Anatomie zur Funktion in der Biologie. Die Lehre von den Bedeutungen sammelt (darin dem Psychoanalytiker vergleichbar) Assoziationen, Beziehungen, Hintergründe, um zu finden, was mit einer Aussage gemeint ist. Während die Grammatik eine Sprache reduziert und gewissermaßen ihr Skelett bloßlegt, die Mechanik ihrer Verknüpfungen prüft, erweitert und vertieft die Semantik die Perspektive einzelner Aussagen und entwickelt den Kontext, der sie bedeutungsvoll macht. Die These vom Penisneid etwa reduziert den Unterschied zwischen dem männlichen und weiblichen Körper auf die Anatomie – also ein Strukturprinzip der Leiche. Freud hat nur wenige *Bedeutungen* der körperlichen *Funktionsunterschiede* erkannt. Seine Auswahl hat Abwehrcharakter.

Nicht nur körperliche Merkmale führen Männer in einen anderen Kreis von Beziehungsphantasien als Frauen. Mindestens ebenso wichtig ist die Tatsache, daß in unserer Gesellschaft Mädchen fast immer als ursprüngliche, oft bestimmend bleibende *reale* Bezugsperson einen Menschen ihres eigenen Geschlechts haben, während Knaben mit